

Ricardo Falla, Centro de Investigación y Acción Social de Centroamérica (CIASCA);

Bernal Díaz del Castillo, Historia de la Conquista de la Nueva España (Edit. Porrúa, Mexiko 1964);

Josefina Oliva de Coll, La Resistencia Indígena ante la Conquista (Siglo XXI Editores, Mexiko 1988);

Jacques Lafaye, Los conquistadores (Siglo XXI Editores, Mexiko 1988).

Aus dem Spanischen übers. von Victoria M. Drasen-Segbers

JULIA ESQUIVEL V.

Professorin, aus Guatemala stammend. Studierte Pastoraltheologie am Seminario Bíblico Latinoamericano, am Ökumenischen Institut des Ökumenischen Rates der Kirchen von Bossey/Genf in Costa Rica und an seinem Schweizer Stammsitz. Veröffentlichungen: Drei Bücher mit Gedichten. Anschrift: Prof. Julia Esquivel V., Av. La Garita, Andador 22, Conjunto 9-3, Villa Coapa, México D.F. 14390, Mexiko, Mittelamerika.

José Oscar Beozzo

Die Erniedrigung und Demütigung der Ureinwohner Amerikas

*«Wir sind die Rächer des Todes.
Unsere Rasse wird nicht erlöschen,
so lange es im Leuchter des Morgens Licht gibt.»*
POPOL VUH (Heiliges Buch der Maya)

Einführung

Wer sind die sogenannten Ureinwohner (*nativos*) Amerikas? Es handelt sich um etwa 70 Millionen Menschen, die mit Ausnahme Uruguays und der Karibik über alle Länder Amerikas verteilt sind. In Guatemala und Bolivien stellen sie die Mehrheit der Bevölkerung, während sie in Ekuador, Peru und Mexiko den größten Teil der Landbevölkerung und der Landflüchtigen, die sich in der Peripherie der Großstädte ansiedeln, stellen. In anderen Ländern wie Brasilien, Chile, Argentinien, El Salvador und Costa Rica wurden sie zu einer noch immer bedrängten Minderheit reduziert.

Diese Ureinwohner Amerikas sind Erben einer alten Geschichte, die nach neueren Untersuchungen 42.000 Jahre zurückreicht und ihre Wurzeln in Asien, aber auch auf den Inseln Polynesiens hat. Als die Europäer kamen, stießen sie auf ein reiches Mosaik verschiedenster Völker mit mehr als 2.000 Sprachen, von denen heute ein Viertel übriggeblieben ist. Diese Völker lebten in sehr verschiedenen Gemeinwesen, von kleinen Clans von 40 bis 50 Familien bis zu großen Imperien wie dem Aztekenreich, das etwa 20 Millionen Untertanen hatte, oder dem Inka-reich, das nur etwas weniger Einwohner hatte, sich dafür aber über eine Länge von über 5.000 Kilometer ausdehnte, vom Süden Kolumbiens bis zum Maulefluß in Chile, und das damit eine Gesamtoberfläche hatte, die über die des römischen Reiches zur Zeit seiner größten Ausdehnung hinausging. Zum Vergleich: Spanien hatte zur Zeit der Conquista 3,5 Millionen Einwohner, Portugal eine Million.

Diese Völker lebten zum Teil von der Jagd, vom Fischfang, vom Sammeln von Feldfrüchten; zum Teil hatten sie aber auch Pflanzen und Tiere gezüchtet und sich so zu großen agrarischen Zivilisationen entwickelt. Kommt der Reis aus dem Orient und verbreitete der Weizen sich in den Ländern um das Mittelmeer, so entstanden durch die Völker der Ureinwohner Amerikas verschiedene Zivilisationen wie die des Mais in Mexiko, Zentral- und Südamerika, die des Maniok in der Karibik und Südamerika, die der Kartoffel auf der Hochebene der Anden.

Zudem hat die heutige Welt von ihnen einige der wichtigsten Pflanzen und Obstsorten bekommen: Kakao, Tabak, Chinarinde (Chinin), Kautschuk, Pfeffer und Paprika, Avocado und Ananas.

Von diesen Völkern haben einige schon seit Jahrhunderten mit den Weißen zu tun, andere verweigern diesen Kontakt bis heute. Im brasilianischen Amazonasbecken existieren noch etwa zwanzig Gruppen, die isoliert leben, ohne Kontakt mit der Welt der Weißen zu haben.

Als sich 1986 Verantwortliche aus fünfzehn verschiedenen Indio-völkern zu einer ökumenischen Zusammenkunft in Ekuador in Quito versammelten und sich dort mit dem bevorstehenden Fünfhundertjahrgedenken (1492-1992) befaßten, lehnten sie aus folgenden Gründen jede triumphalistische Fünfhundertjahrfeier aufs heftigste ab:

«1. Es hat keine Entdeckung und auch keine echte Missionierung Amerikas gegeben, wie man dies nun glauben lassen möchte, wohl aber eine Invasion, die nachstehende Auswirkungen hatte:

a) den Völkermord infolge des Eroberungskrieges und der Besatzung, infolge Ansteckung mit europäischen Krankheiten, sowie den Tod durch rücksichtslose Ausbeutung und durch die Trennung von Eltern und Kindern, so daß insgesamt über 75 Millionen unserer Brüder und Schwestern umkamen;

b) die rücksichtslose Besetzung unserer Territorien und Gebiete;

c) die Desintegration unserer soziopolitischen und kulturellen Einrichtungen und Strukturen;

d) eine religiöse und ideologische Unterwerfung, die die innere Logik unseres religiösen Glaubens und Denkens zerstörten.»¹

Damit haben wir den Rahmen unserer Auseinandersetzung mit der Thematik der erniedrigten und ausgebeuteten Ureinwohner Amerikas skizziert. Wir wollen die Fäden der Vergangenheit und der Gegenwart miteinander verbinden und dabei die verschiedenen Bewegungen eines Kampfes um die Rückgewinnung der alten Würde nicht unerwähnt lassen. Mit «Erniedrigung» meinen wir alles, was die Würde der menschlichen Person verletzt und die kulturellen, moralischen und geistigen Werte einer Gemeinschaft oder eines Volkes angreift und zerstört. Mit «Ausbeutung» meinen wir dagegen mehr den wirtschaftlichen Bereich und die politischen, gesell-

schaftlichen und juristischen Mechanismen zur Rechtfertigung der verschiedenen Formen der Zwangsarbeit, von denen einige gar ohne jeden Lohn oder irgendeine Gegenleistung erbracht werden mußten. Dabei gibt es keine Ausbeutung ohne die eine oder andere Form der Erniedrigung. Die Verbindung beider ist perfekt, wenn man auf die Versklavung zurückgreift, um besser ausbeuten zu können. Ein Mensch, der Sklave ist, ist vollkommen rechtlos, er ist bewegliches Eigentum, eine «Mobilie», so wie die Lasttiere. Bei Kauf- und Handelsverträgen gilt er nur noch als bloße Ware, wie dies zum Beispiel im philippinisch-spanischen Kodex des sechzehnten Jahrhunderts ausdrücklich formuliert wurde.

I. Geschunden und Erniedrigt

Erniedrigung ist zwar etwas umfassendes und unteilbares, sie kann aber auf verschiedene Weise stattfinden. Der Prozeß der Conquista und der Kolonialisierung Amerikas nahm den Ureinwohnern ihr Subjektsein. Sie konnten nicht mehr über ihr eigenes Schicksal verfügen und mußten sich nunmehr den Befehlen und der Willkür anderer beugen. Die Gestalt der gebeugten Indios ist der körperliche Ausdruck des neuen Schicksals, das in einem so krassen Gegensatz zu ihrem alten Stolz steht. Diese Änderung läßt sich schon an jenem Mayavers aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ablesen, wo es heißt: «Damals gradestehend in seinem Körper ...»²

1. Die politische Demütigung

Genauso wie jene Erinnerung an den früheren aufrechten Gang hat sich jenes nicht wiedergutzumachende Trauma der Conquista mit seinen Folgen der Zerstörung im Gedächtnis der Indios festgesetzt. Man lese zum Beispiel jenes traurige Lied, das wahrscheinlich 1523 gedichtet wurde, unmittelbar nach der Einnahme von Tenochtitlan, der Hauptstadt der Mexiken, durch Cortés:

*«Die Klage verlängert sich,
die Tränen tropfen dort in Tlatelolco.
Schon sind die Mexiken weggefahren,
sie sind wie Frauen,
alles flieht.*

*Wohin sollen wir gehen, Freunde?
War dies die Wahrheit?*

Sie haben schon die Stadt Mexikos verlassen ...

*Weint, meine Freunde!
Seht ein, daß mit diesen Ereignissen
die mexikanische Nation verloren gegangen
ist.»³*

Im Inkareich verliert das Volk nach dem Massaker in Cajamarca, der Gefangennahme Atahualpas und seiner Ermordung nach einem Scheinverfahren jeden Halt, wie aus dem folgenden Loblied auf Atahualpa hervorgeht:

*«Unter der fremden Herrschaft häufen sich
die Märtyrer,
die Zerstörung,
durcheinander, verwirrt, mit der Erinnerung,
die sich verweigert, allein.
Der Schatten, der uns schützte, er ist tot,
wir weinen,
wir haben niemanden, an den wir uns wenden
könnten.
Wir toben, lärmen.»⁴*

2. Die Demütigung der Frauen

Ein anderer, in Nahuatl geschriebener Text des anonymen Autors aus Tlatelolco aus dem Jahre 1528 spricht von der Erniedrigung, die die Indiofrauen zu erleiden hatten:

«Und als sie gefangen genommen worden waren, gingen sie hinaus, um zu sehen, wo sie bleiben könnten. Und beim Hinausgehen waren sie kaum bekleidet. Die Oberschenkel der jungen Frauen waren fast nackt. Und von überall her gafften die Christen. Sie öffneten ihnen überall die Kleider, berührten sie mit ihren Händen, ihre Ohren, ihre Brüste, ihre Haare.»⁵

Dies war nur der Anfang eines Prozesses, bei dem auf der einen Seite weiße Männer standen, europäische Militärs, die sowohl auf politischer als auch auf wirtschaftlicher Ebene die Sieger waren, und auf der anderen die Frauen eines besiegten Volkes. Die so hoch gepriesene Mestizierung Lateinamerikas fand niemals zwischen einem Indio und einer europäischen Frau statt, sondern immer zwischen einem europäischen Mann und einer indianischen oder schwarzen Frau, die nur in ganz wenigen Ausnahmefällen die Ehefrau des weißen Mannes wurde. Aber auch so waren sie immer die Besiegten und Unterlegenen, und fast immer auch Dienerin oder gar Sklavin.

Der Quechuaianer Guamán Poma de Ayala, der die härteste Schrift gegen die kolonialen Mißbräuche verfaßt hat, schrieb einen patheti-

schen Appell an den König. Darin bat er ihn, die Spanier, Schwarzen und Mulatten von den Indiohöfen fernzuhalten. Durch sie fand ja eine Mestizierung statt, die das Ende der indianischen Welt bedeutete, denn Kinder, die aus diesen Verbindungen hervorgingen, gehörten der Welt des Kolonisators an. Damit war nicht nur die kulturelle Fortexistenz der indianischen Kultur, sondern auch die biologische Reproduktion der indianischen Völker bedroht:

«Und ich sah eine andere halbe Provinz von Indianerinnen, die zu Huren gemacht worden waren . . . Alle belastet mit einem halben Dutzend Mestizen und Mulatten, Cholos [Mischlinge und andere Nachkommen der früheren indianischen Oberschicht, der Übers.] und Mischlinge von Schwarzen und Indianerinnen. Da sie nun ganz und gar Huren waren, wollten sie ihresgleichen, die Indios, nicht heiraten. . . . Und so blieben die Indios weg und vermehrten sich nicht mehr. Und so entvölkerten sich die Pueblos und gingen schließlich ein.»⁶

3. Die Demütigung der zum Sterben verurteilten Überlebenden

Jene alte Erfahrung einer unentrinnbaren, sinnlosen Ausrottung und Zerstörung, eines drohend nahenden und dann erbarmungslos zuschlagenden Todes, der Gefährdung des ethischen, kulturellen und geistigen Überlebens muß heute das auf der Grenze zwischen Brasilien und Venezuela angesiedelte Volk der Yanomami machen.

Die Yanomami wohnen schon seit dreitausend Jahren in ihrem Gebiet und waren eine der letzten unberührten Kulturen Amerikas. Dieses Volk wird heute dezimiert, weil die brasilianische Regierung vor der Invasion von 40.000 Goldsuchern (*garimpeiros*) beide Augen schließt. Diese vergiften die Flüsse mit Quecksilber, vergewaltigen Frauen und Mädchen, schleppen Geschlechtskrankheiten ein, bringen Grippe, Malaria und Tuberkulose mit sich, die alle für die Yanomami tödlich sind [Anm. des Übers.: Krankheiten, die für die Europäer harmlos sind, sind es für Menschen, die zum erstenmal mit dieser Krankheit in Berührung kommen, keineswegs, weil sich keine Antikörper aufgebaut haben].

Der Aufschrei ihres Häuptlings Davi Yanomami, der vor kurzem einen wichtigen Preis der UNO bekommen hat, erinnert unmittelbar an

jene Texte der Dichter des sechzehnten Jahrhunderts:

«Die Regierung respektiert uns nicht. Sie betrachtet uns als Tiere . . .

Ich bin Yanomami. Wir Yanomami haben gedacht, der weiße Mann sei etwas Gutes für uns. Nun sehe ich, daß es sich um die letzte Besetzung indianischen Landes handelt. Alle anderen sind ja schon besetzt.

Sie sind gekommen, um unser Land zu nehmen. Sie nehmen es.

Dasselbe ist passiert dort draußen mit anderen Brüdern, mit den anderen Indianern Amerikas. Nun geschieht es hier mit unserem Land.

Die Regierung dürfte so nicht vorgehen. Sie weiß, daß wir die ältesten Brasilianer sind, daß wir hier geboren sind, hier, und daß wir uns Yanomami nennen.

Sie kennen nur das Geschäft des Geldes.

Unser Denken ist unser Land.

Unser Interesse ist es, das Land zu bewahren, damit keine Krankheit entsteht für das brasilianische Volk, nicht nur für die Indios . . .

Wir Yanomami sterben durch die Krankheiten: durch Malaria, Grippe, Dysenterie, Geschlechtskrankheiten, Masern, Windpocken und die anderen Krankheiten, die die Indios nicht kannten und die die garimpeiros von außen her eingeschleppt haben . . .

Diese Krankheiten können wir nicht heilen. Unsere pajés [Priester, Medizinmänner] vermögen es nicht . . .

Unsere Bräuche und Gewohnheiten sind besser als die der Weißen, denn wir erhalten die Flüsse, die Wasserwege, die Seen, die Berge, die Jagd, die Früchte, den Açaí, die Bacaba [beides Palmsorten mit entspr. Früchten], die Kastanie, den Kakao-baum, den Ingá [Baumfamilie mit nahrhaften Hülsenfrüchten], den Buruti [Palmsorte mit roter Frucht], alles, was es schon gibt, alles, was Oman erschaffen hat. Ich, Davi Kopenawa Yanomami will das alles erhalten . . .

Wir Yanomami wollen, daß das Gebirge respektiert wird. Wir wollen nicht, daß es zerstört wird. Wir wollen, daß diese Orte erhalten werden, damit unsere Geschichte nicht endet und unsere Geister nicht verschwinden . . .

Wir möchten, daß die Weißen diese alte Geschichte verstünden und sie respektierten.»⁷

Die traurigen Gedichte der durch die Conquista besiegt Völker und die verzweifelte Anklage des Davi Kopenawa Yanomami angesichts des

Völkermordes, der an seinem Volk verübt wird, beklagen dasselbe Endergebnis: ein Volk, das zum Fremden im eigenen Land wird und sein Land, seine Geschichte, sein Gedächtnis verliert, das durch die Krankheit und den Tod weiter zugrunde gerichtet wird und dessen Überlebende bestenfalls wie Tiere behandelt werden.

4. Die Demütigung durch die Zerstörung der Symbolwelt

Eine andere Form der Demütigung ist tiefer und subtiler. Zur materiellen Zerstörung kommt eine Zerstörung der Symbole hinzu, und dadurch werden einem Volk seine Lebens- und Überlebensgründe und so sein Lebens- und Überlebenswillen genommen werden. Diese symbolische Dimension eines Volkes wurzelt letztendlich in seiner Sprache und Religion. Beide wurden zielstrebig zu Herrschaftsinstrumenten umfunktioniert.

Zitieren wir hier, was die Sprache angeht, eine Äußerung jenes allmächtigen Ministers des Dom José I. von Portugal (1750–1777), des Marquis de Pombal, der dessen Aufklärungsprojekt mit allen Mitteln durchzusetzen suchte. Pombal ließ in Maranhão und Brasilien die Eingeborensprachen verbieten. Nicht einmal in der Katechese durften sie verwendet werden. In einem Erlaß aus dem Jahre 1757 äußerte er sich im Hinblick auf die Indiodörfer des Amazonasgebietes über die theoretische Grundlage dieser Maßnahme: «Alle Nationen, die sich neue Gebiete erobert haben, haben unverrückbar daran festgehalten, bei den besiegten Völkern ihre eigene Sprache einzuführen. Daran haben sie nie gezweifelt: Dies ist eines der wirksamsten Mittel, den wilden Völkern das Barbarentum ihrer alten Gewohnheiten auszutreiben. Die Erfahrung hat gezeigt, daß im gleichen Maße, wie die Sprache des Fürsten, der sie erobert hat, eingeführt wird, auch die Zuneigung, die Verehrung und der Gehorsam, die ihm entgegengebracht werden, zunehmen.»⁸

Vom Norden bis zum Süden des Kontinents werden die damals vom Kolonialstaat verbotenen Indiosprachen noch immer unterdrückt. Die einzige Ausnahme wäre Paraguay, wo das Guaraní neben dem Spanischen als Nationalsprache offiziell anerkannt ist. Aber auch dort wird das gesamte öffentliche Leben ganz vom Spanischen bestimmt, und das Guaraní bleibt

auf den privaten Gebrauch beschränkt. Für die Indios ist ihre Muttersprache überall in Lateinamerika Quelle der Diskriminierung, der Demütigung und des Spotts. Man höre hier zum Beispiel das Zeugnis eines guatemaltekischen Indios, der gezwungen wurde, Soldat zu werden:

«Als ich in die Kaserne kam, hat man mir vom ersten Tag an gesagt, meine Eltern seien verrückt» — was dann auch für ihn selbst als Indio galt. «Sie seien verrückt, weil sie nicht sprechen könnten, und sie würden mir das Sprechen beibringen, so wie ein Mensch sprechen müßte. Sie fingen dann an, mir das Spanische beizubringen, und sie gaben mir auch ein Paar Schuhe, die mir weh taten. Ich mußte sie aber anziehen, und sie zwangen mich mit Prügeln. Sie schlugen mich, damit ich mich an die Schuhe gewöhnte.»⁹

Umgekehrt ist die Rückgewinnung der Sprache die Quelle einer menschlichen und geistlichen Wiedergeburt. So haben Aymaraindios am Titicacasee eine methodistische Aymarakirche gegründet und sich so die Möglichkeit geschaffen, den Gottesdienst in der eigenen Sprache abzuhalten und eigene Aymarapfarrer und -bischofe zu haben. Dies hat ihnen bei der Rückgewinnung ihrer früheren Würde und Identität geholfen.

Bischof Pedro Casaldáliga von São Felix do Araguaia sagte vor einiger Zeit bei der Veröffentlichung einer Grammatik der Sprache der Tapirapé, eines kleinen Indiovolkes, das dem Untergang nahe war, sich nun aber wieder fängt: «Die Grammatik eines Volkes zu verfassen, könnte sich darauf beschränken nur eine Kodifizierung einer Vergangenheit zu sein. Es könnte aber auch eine Form einer systematischeren Vorbereitung der Zukunft sein. Die geschriebene Sprache ist wie die Infrastruktur der Seele, die redet. Die Verfasser dieser Grammatik setzen auf die Zukunft der Nation der Tapirapé. Sie wollen zur Selbstbehauptung eines Volkes beitragen, das vor dreißig Jahren auszusterben drohte, dessen Söhne und Töchter heute aber zahlenmäßig zunehmen, dessen ethnisches Selbstbewußtsein wächst und das sich aktiv engagiert, um das eigene Land zu behalten und sein Selbstbestimmungsrecht zu sichern. Die Tapirapé werden sich nunmehr als die ersten Autoren in ihrer Sprache, die sie in ihrer gesprochenen und geschriebenen Form beherrschen, in dieser Grammatik wiederfinden. Sie wird für sie wie ein Familienalbum sein, und

sie werden sich mit ihrer Hilfe als Tapirapé, die auch Tapirapé sprechen, behaupten können, Ihnen ist es schon gelungen, wenn auch nicht ganz und auch nicht genau an derselben Stelle, ihr Land zu erhalten. Möge es ihnen nun auch gelingen, sich ihre Sprache, und dieses Mal ganz zu erhalten, als das Volk der Tapirapé zu überleben, sich zu vermehren und zu gedeihen.»¹⁰

Während die Sprache das symbolische Feld ist, das die alltägliche Erfahrung und das Denken strukturiert, ist es die Religion, die die Gründe zum Leben gibt. Aber auch sie wurde in Amerika zielstrebig als Herrschaftsinstrument eingesetzt. Es gab dort ein enges Zusammengehen zwischen den ökonomisch-politischen Zielen des Staates und der Missionierungsarbeit der Kirche, dessen deutlichster Ausdruck sowohl im spanischen als auch im portugiesischen Amerika die Institution des königlichen Patronats war. Greifen wir hier aber auf das Zeugnis des Barleus zurück, eines kalvinistischen Holländers, der die Zeit der batavischen Besatzung des Nordostens Brasiliens (1630–1654) beschrieben hat. Es macht uns deutlich, wie jede Art der Kolonisation die Religion für die eigenen Ziele einzusetzen gesucht hat: «Um unsere Macht zu festigen, sollten wir uns auch der religiösen Überzeugungen bedienen. Jeder nehme die, die er sich gewählt hat, als geeignetes Instrument zu seiner Absicherung nicht nur im Hinblick auf die Erlangung des menschlichen [Seelen-]Heiles, sondern auch zur Sicherung der Herrschaft.»¹¹

Dieses Zusammengehen der politischen Herrschaft mit einer Zwangschristianisierung führte dazu, daß es für die Indios aus ihrer Situation als Besiegte heraus überhaupt keinen Ausweg mehr gab, weder den militärischen Sieg noch eine moralische Aufrüstung. So spricht aus einem dramatischen Dialog zwischen den ersten zwölf Franziskanern in Mexiko (1523) und einigen Priestern der Azteken, die das Desaster ihrer Nation überlebt hatten, ein Aufschrei ohne Hoffnung. Diese Weisen sagten:

*«Ihr habt gesagt,
wir kennen jenen Herrn nicht,
der nahe ist und mit uns,
dem der Himmel und die Erde gehören.
Ihr habt gesagt,
daß unsere Götter keine wahren Götter seien.
Ein neues Wort ist dieses Wort,
das ihr redet.
Deswegen sind wir verwirrt,*

*deswegen fühlen wir uns beunruhigt.
Wir sind einfache Leute,
wir sind vergänglich, wir sind sterblich.
Laßt uns dann auch sterben,
laßt uns dann ableben,
denn unsere Götter sind schon tot.»¹²*

II. Ausgebeutet und versklavt

Sehr schnell wurde den Ureinwohnern Amerikas die unerbittliche Logik der Conquista deutlich, deren Motor eine unersättliche Goldgier war. Die Anhäufung so vieler Reichtümer in den Händen der Europäer war nur dadurch möglich, daß den Indios systematisch ihr Hab und Gut geraubt wurde und sie in der kolonialen Wirtschaft rücksichtslos als Arbeitskräfte ausgebeutet wurden.

1. Die Zwangsabgaben und die Gewalt

Aus den Mayatexten, die sich mit der Conquista befaßten, spricht schon das Wissen darum, welches Elend diese Conquista mit sich bringen würde:

*«Wehe euch,
meine jüngeren Brüder.
Am 7. Abau Katún
werdet ihr übermäßig viel Schmerz erleiden
und übermäßig viel Elend,
wegen des Tributs
zusammen mit der Gewalt.
Vor allem: Gebt schnell her!
Morgen zahlt ihr einen anderen Tribut,
und wenn der morgen vorbei ist, werdet ihr
[noch mehr] geben!
Das ist das, was kommt, meine Kinder.
Bereitet euch darauf vor, die Last des Elends zu
tragen,
das über unsere Völker kommt.»¹³*

2. Gold und Goldgier: Plünderung und Sklavenarbeit

Der Inkanachkömmling Guamán Poma de Ayala hat, als er schon vom Alter gebeugt war, dreißig Jahre lang Peru durchreist auf der Suche «nach den Armen Jesu Christi» — seine Bezeichnung für die Indios, denen durch das System der kolonialen Ausbeutung nichts geblieben war. Er hat uns einige sehr aussagekräftige Seiten über die Raffgier der Spanier hinterlassen:

«Tag für Tag taten sie nichts anderes als an Gold und Silber und die Reichtümer der Indios Perus zu denken. Ihre Gier nach Gold und Silber trieb sie zur Verzweiflung und zum Wahnsinn. Sie waren wie irr und unzurechnungsfähig. Sie vergaßen manchmal zu essen, weil sie nur Gold und Silber im Kopf hatten.»¹⁴

Ihre Gier suchten sie dadurch zu befriedigen, daß sie die Indios versklavten und sie rücksichtslos, ohne irgendwelche Hemmungen ausbeuteten:

«Und sie (die Spanier) suchten dagegen [gegen den Goldhunger] anzugehen, indem sie den Indios großes Leid und großen Schaden zufügten, von ihnen Gold und Silber forderten, ihnen ihre Kleidung und ihr Essen wegrissen. Die Indios ergriff große Angst, als sie solche Leute sahen, wie sie noch nie gesehen hatten. Und so versteckten sie sich im gesamten Reich und flüchteten vor den Christen.»¹⁵

Diese Ausbeutung, die auf den karibischen Inseln ihren Anfang genommen hatte, weitete sich auf das amerikanische Festland (die sogenannte *tierra firme*) aus. Sie wurde institutionalisiert in den verschiedenen klassischen Formen der «*encomienda*» (die Indios wurden zusammen mit ihrem Land einem Großeigentümer übergeben), der «*mita*» (die Indios wurden aus ihren Dörfern geholt, um in den Minen zu arbeiten), und der «*obrajes*» (die Indios, aber vor allem die indianischen Frauen wurden dazu verpflichtet, zu spinnen und zu weben und die keramischen Gefäße herzustellen, die die Kolonialgellschaft brauchte).

Diese verschiedenen Formen der Zwangsarbeit zogen zu Recht eine prophetische Verurteilung durch den Dominikaner Antonio de Montesinos auf sich, der in einer Predigt an einem Adventssonntag im Jahre 1511 auf der Insel Hispaniola sagte: «Sagt! Mit welchem Recht und im Namen welcher Gerechtigkeit haltet ihr diese Indios in einer so grausamen und schrecklichen Sklaverei? Mit welcher Autorität führt ihr solch verabscheuenswürdige Kriege gegen diese Menschen, die so friedlich und sanftmütig und so zahlreich in ihren Ländern lebten? Warum haltet ihr sie so unterdrückt und eingespannt, ohne ihnen zu essen zu geben und ohne sie in ihren Krankheiten zu versorgen, die sie durch die unmäßigen Arbeiten, die ihr ihnen aufbürdet, bekommen, so daß sie dahinsterven, oder genauer gesagt: so daß ihr sie tötet, um jeden Tag mehr Gold zusammenzuraffen?»¹⁶

3. Indiosklaven oder schwarze Sklaven?

Las Casas war eine Zeit lang so naiv gewesen zu hoffen, daß die Einfuhr afrikanischer Sklaven die Ausbeutung der Indios mindern und ihr Leiden lindern könnte. Er vermochte damals noch nicht zu sehen, daß jede Art der Versklavung ein Verstoß gegen die Menschlichkeit ist, ob es sich nun um die Versklavung der Eingeborenen Amerikas oder um die der Schwarzen handelte. Später bekannte er ganz demütig: «Bevor die Zuckerfabriken installiert wurden, wollten einige der Siedler, die es durch den Schweiß der Indios und ihr Blut zu einigem Besitz gebracht hatten, die Erlaubnis bekommen, sich in Kastilien einige schwarze Sklaven kaufen zu lassen, zumal sie sahen, daß die Indios ihnen ausgingen. Es gab sogar einige, die dem Kleriker Bartolomé de las Casas versprachen, daß, wenn man ihnen einige schwarze Sklaven brächte oder wenn man ihnen die Erlaubnis gäbe, sie sich in Spanien kaufen zu lassen, daß sie dann auf die Indios, die sie besaßen, verzichten würden, damit sie wieder freigelassen würden. Als der Kleriker dies hörte und da er die Gunst des neuen Königs besaß, wie man oben gesehen hat, und weil die zu ergreifenden Maßnahmen in seine Hände gelegt worden waren, bekam er vom König für die Spanier dieser Inseln die Erlaubnis, aus Kastilien einige schwarze Sklaven kommen zu lassen, damit die Indios freigelassen würden.»¹⁷

Bald mußte Las Casas feststellen, daß die Ausbeutung der Schwarzen nur zu der der Indios hinzukam, statt die Ausbeutung insgesamt zu vermindern: «Kurze Zeit später bereute der Kleriker, diesen Rat gegeben zu haben, und er hielt sich der Unachtsamkeit für schuldig. Denn er sah und er konnte feststellen . . . , daß die Gefangenschaft der Schwarzen so schlecht war wie die der Indios, auch wenn er damals noch meinte, sie seien auf gerechte Weise gefangengenommen worden. Er konnte aber nicht sicher sein, daß seine Unwissenheit in diesem Punkt und seine Unwissenheit ihn vor Gott entschuldigten. Es gab damals 10 oder 12 Schwarze auf der Insel. Als aber diese Erlaubnis gegeben worden war und man nach ihrem Auslaufen die Genehmigungen immer wieder erneuerte, wurden, so meine ich, über dreißigtausend Schwarze auf diese Insel und über 100.000 nach ganz Amerika gebracht. Aber dies verbesserte das Schicksal der Indios nicht, und sie wurden auch nicht befreit.»¹⁸

4. Ausbeutung und Theologie

Bei dieser Versklavung der amerikanischen Indios und der schwarzen Afrikaner interessiert uns der Zusammenhang mit der theologischen Reflexion, die einerseits ihre Stimme erhob, um Gerechtigkeit zu fordern, die sich aber andererseits in einem Netz der Rechtfertigungen zur Legitimation des Systems der Sklavenarbeit verstrickte, als ob diese ein akzeptables Mittel zur Evangelisierung der Indios und der Schwarzen hätte sein können.

Man war sich damals durchaus bewußt, daß bei dieser Frage nicht nur die Glaubwürdigkeit des Evangeliums, sondern der Gottesbegriff selbst auf dem Spiel stand: War dieser Gott ein Gott des Lebens, der Verteidiger der Armen und Kleinen, oder war er der Verbündete der Mächtigen bei ihrer Ausbeutung und ihrer Willkür? Montesinos zögerte nicht, den Spaniern zu drohen: «Seid sicher, daß in dem Zustand, in dem ihr verharret, ihr euch nicht mehr retten könnt als die Mauren und die Türken, die den Glauben an Jesus Christus nicht haben und nicht haben wollen»¹⁹

Poma de Ayala kommt seinerseits zu der Schlußfolgerung, die spanischen Richter (*corregidores*), die Priester und die Encomenderos gingen wegen ihrer Goldgier und der schlechten Behandlung der Indios alle zur Hölle²⁰.

Viele Indiohäuptlinge entdeckten ohne Mühe die wahre Theologie, die dem Abenteuer der Conquista und der Kolonialisierung Amerikas seinen Sinn gab: «Der wahre Gott der Spanier ist das Gold.»²¹ Was nunmehr kurz vor dem Fünfhundertjahrgedenken auf der Tagesordnung stehen sollte, sind die Erniedrigung der eingeborenen Völker und der importierten Afrikaner und ihre Ausbeutung gestern und heute, wie sie nicht nur politisch, sondern auch von einem gewissen theologischen Denken gefördert wurden. Die Völker der Ureinwohner und die Afroamerikaner suchen auf ihrem neuen Weg auch nach einer Theologie, die mit der Idololatrie des Kolonisationsunternehmens bricht. Denn dem Götzen dienst der Habgier und des Goldhungers unterlagen sowohl Laien als Kleriker, Staat und Kirche. Daneben bestand auch noch eine andere, subtilere Idololatrie: das Ideal eines europäischen, westlichen Christentums, das als erhabener, über jeden Zweifel erhobener Götze etabliert wurde, und dem alle einheimischen Kultu-

ren, als wären sie reine Werke des Teufels, geopfert wurden. Sie mußten dämonisiert werden, damit man sie vernichten konnte. Infolge dieser Geschichte der Dämonisierung ist es in Amerika immer noch so schwierig, Gott ein indianisches Gesicht zu geben. Aber ohne ein solches Gesicht Gottes werden die Rückgewinnung alter Würde und Identität und das Zurückfinden zu den eigenen Wurzeln auf halbem Wege stehenbleiben. Die Urvölker Amerikas trachten nicht nur nach ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Befreiung. Sie wollen auch die kulturelle und geistige Befreiung. Hier wendet sich schon ein schönes und tragisches Mayagedicht gegen jenen Alleinanspruch der westlichen Variante des Christentums, und es bedient sich dazu des Symbols der Blume, die in jener Kultur eine so zentrale Bedeutung besaß:

*«Damals war alles gut,
und dann wurden die Götter gestürzt.
War es nicht das, was die dzules (die Fremden
= die Spanier) taten,
als sie hierherkamen?
Sie haben uns das Fürchten gelehrt,
sie haben unsere Blumen zum Verwelken ge-
bracht.
Damit ihre Blume lebe,
haben sie unsere Blume vernichtet und ver-
schluckt.»²²*

Schlußgedanken

Es gereicht zum Ruhme Gottes, daß alle Blumen überleben und die indianischen Kulturen wieder zu neuer Blüte kommen, daß der Name Gottes in vielen Sprachen ausgesprochen und er mit Bräuchen, Tänzen und Liedern nach dem Reichtum der jeweiligen Kultur geehrt wird.

Das Fünfhundertjahrgedenken müßte notwendigerweise auch eine Geste der Buße enthalten, und diese müßte sich in einem wirksamen Bemühen um Wiedergutmachung seitens der verschiedenen Staaten Lateinamerikas und seitens der Kirchen auswirken. Aufgabe der Nationalstaaten ist es, den Indios den Besitz ihres immer wieder bedrohten Landes zu garantieren bzw. ihnen ihr immer wieder geraubtes Land zurückzugeben. Ohne diesen Landbesitz kann es kein echtes Leben dieser Völker geben. Weiter muß ihr Recht auf ihre Sprachen und ihre Kultur anerkannt werden in einem konstitutionellen Rahmen, der den pluriethnischen und plurilinguistischen Charakter der lateinamerikanischen Gesellschaften definiert.

Die katholische Kirche muß auf den ausschließlichen Geltungsanspruch der westlich-lateinischen Variante des Christentums und die protestantischen Kirchen müssen auf den deren westlich-angelsächsischer Variante verzichten. Sie müssen sich der religiösen und kulturellen Fremdheit und dem Anderssein der indianischen und afroamerikanischen Kulturen öffnen. Nach innen müssen sie eine Entwicklung durchmachen, damit sie in der indianischen und afroamerikanischen Welt heimisch werden und voller Ehrfurcht vor dieser Welt unbeirrbar die Verteidigung der geschundenen Rechte auf sich nehmen. Sie müssen sich so im täglichen Kampf für Gerechtigkeit und für die Beendigung des Rassismus engagieren. Und sie müssen sich voller Freude die geistige Welt jener Kulturen aneignen, die so voller Schmerz, aber auch voller Weisheit ist, die Jahrhunderte lang um das Leben gekämpft haben und von Widerstand und Hoffnung geprägt sind.

Aus dem Portugiesischen übersetzt von Dr. Karel Hermans

¹ II. Consulta Ecuménica de Pastoral Indígena — Aporte de los pueblos indios de América Latina a la teología cristiana (Ediciones Abya Yala, Quito 1986) 85.

² Chilam Balam de Chumayel, zitiert durch M. L. Portilla, A conquista da América Latina visto pelos Indios (Vozes, Petrópolis 1984) 60; M. L. Portilla, El reverso de la conquista (Joaquim Mortiz, Mexiko, ¹³1986).

³ Portilla (1984) 48.

⁴ AaO. 100.

⁵ AaO. 44.

⁶ Felipe Guamán Poma de Ayala, Nueva Corónica (sic!) y buen gobierno, Bd. III (Siglo XXI, Mexiko 1980) 119.

⁷ Davi Kopenawa Yanomami, Declaração a todos os povos da terra (Boa Vista (RR), 18. August 1989, vervielf. (Dari K. Yanomami ist, nachdem dieser Aufsatz bei der Redaktion

eingegangen war, selbst eines der Opfer des von J.O. Beozzo beklagten Völkermordes geworden. — Anm. des Übersetzers.)

⁸ Directório que se deve observar nas povoações dos índios do Pará (Maranhão, Lissabon 1758) #6. Siehe den Text bei José Oscar Beozzo, Leis e regimentos de missão (Loyola, São Paulo 1983).

⁹ E. Burgos, Yo me llamo Rigoberto Menchu (Siglo XXI, Mexiko 1986) 174.

¹⁰ Aleida u. a., A língua Tapirapé (Biblioteca Reprográfica Xerox, Rio de Janeiro 1983) 1–2.

¹¹ G. Barleus, História dos feitos recentemente praticados durante oito anos no Brasil (EDUSP, São Paulo/Itatiaia/Belo Horizonte 1974) 71.

¹² Portilla (1984) 20–21.

¹³ AaO. 62.

¹⁴ Poma de Ayala, AaO., Bd. II 347.

¹⁵ AaO. 367.

¹⁶ Bartolomé de las Casas, *Historia de las Indias*, Libro III: Bd. II der entsprechenden Ausgabe des Fondo de Cultura Económica (Mexiko 1986) 441.

¹⁷ J.B. Lassegue, *La larga marcha de las Casas* (Textos, CEP, Lima 1974) 139.

¹⁸ AaO. 140.

¹⁹ AaO. 78.

²⁰ Poma de Ayala, AaO. II 347.

²¹ Vgl. Gustavo Gutiérrez, *Dios o el oro en las Indias*, Siglo XVI (CEP, Lima 1989), insbes. das dritte Kapittel: «El oro mediador del Evangelio» (Das Gold, Vermittler des Evangeliums) 107–133. Deutsche Ausgabe: *Gott oder das Gold. Der befreiende Weg des Bartolomé de las Casas* (Herder, Freiburg i.B. 1990).

²² Portillo (1984) 60.

JOSÉ OSCAR BEOZZO

1941 in Santa Adélia (SP), Brasilien geboren. 1964 zum Priester für die Diözese Lins ordiniert. Studium der Philosophie in São Paulo (Brasilien), der Theologie an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom und der Soziologie und So-

zialen Kommunikation an der Katholischen Universität Löwen in Belgien. Dort zum Doktor der Soziologie promoviert mit einer Dissertation über «Os movimentos universitários católicos no Brasil. Apanhado histórico e ensaio de interpretação» (Löwen 1968). Derzeit Exekutivsekretär des «Centro Ecumênico de Serviços a Evangelização e Educação Popular» (CESEP), Mitglied der Leitungsgruppe der «Comissão de Estudos de história da Igreja na América Latina» (CEHILA), Professor der Theologischen Fakultät von São Paulo und Vikar in Lins. Veröffentlichungen: Beiträge in der *Revista Eclesiástica Brasileira*, in «Vozes», «Vida Pastoral» und «Tempo e Presença». Als Organisator der Sommerkurse des Herausgebers der Sammlung «Teologia e Libertação» hat er drei Bände (1., 2. und 3. Jahr) herausgegeben (Ed. Paulinas). Mitarbeiter des Bandes II/2 der «História da Igreja na América Latina»: Brasil, séc. XIX (1980); *Materiales para una Historia de la Teología en America Latina* (DEI-CEHILA, San José, Costa Rica 1981); «Inculturação e Libertação»; *Raízes da Teologia Latinoamericana* (Ed. Paulinas, São Paulo 1988); *Leis e Regimentos de Missão* (Ed. Loyola 1983); *Cristãos na Universidade e na Política* (Ed. Vozes, Petrópolis 1984); «... E o branco chegou com a espada e a cruz» (CIMI-Norte II, 1987). Anschrift: Prof. Dr. José Oscar Beozzo, CESEP, Rua Professor Sebastião Soares de Farias, 57, 6º andar, CEP 01317 Bela Vista-São Paulo SP, Brasilien.